

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 3

Artikel: Novembernebel
Autor: P.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.' Wie kannst du dich so ins Leid vergraben und am Leben teilnahmslos vorübergehen, wo du doch mit deinem reichen Gemüt und tiefem Gefühlsleben so vielen Menschen, die noch schwerer zu tragen haben, zum Segen werden könntest. Schweres Leid hat dich betroffen, nicht dass du daran zerbrechest, sondern stark und gross werdest. Weisst du nicht mehr, dass Gott gerade denen viele Prüfungen auferlegt, die er sehr lieb hat und darum möchte, dass sie seinem Bilde ähnlich werden. Das Leid ist ja der Meissel, der die in allen Menschen steckende Edelgestalt herauspressen möchte. Liebe Hilde, weisst du denn nicht, dass es nicht so sehr darauf ankommt, glücklich zu sein, sondern vielmehr darauf, glücklich zu machen, auch nicht darauf, geliebt zu werden, sondern zu lieben und andern Menschen zum Segen zu gereichen durch Vorbild und Tat. Nun behüte dich Gott, Hilde, und gell, wenn wir uns wieder sehen, bist du über das Leid hinausgewachsen.»

Beschämt und mit Gewissensbissen beladen macht sich Frau Hilda auf den Heimweg. Zum

ersten Male wird ihr bewusst, dass es Sünde ist, sich so in seinen Schmerz zu vergraben, wie sie es getan hat. Und auf einmal wird ihr auch klar, wie nutzlos sie die letzten drei Jahre vergeudet hat und anstatt gewachsen ist am Leid, das Gott ihr zugebracht, immer kleiner und selbstsüchtiger geworden ist. Nein, so durfte sie niemals Gott begegnen, wenn er es an der Zeit fand, sie zu rufen. Mit so leeren, liebearmen Händen durfte sie nicht vor ihn treten, denn darüber würde ja — das wurde ihr auch erst jetzt bewusst — ihr Geliebter sehr traurig sein.

Mit dem festen Entschluss, wieder gutzumachen und Versäumtes nachzuholen, ist Frau Hilda heimgewandert.

Zum ersten Male wieder nach so langer, langer Zeit ist in ihrer Seele etwas wie Freude wach geworden, und ein stilles Glücksgefühl hat langsam seine Würzelchen wieder in ihre Seele gesenkt. Nach kaum einer Woche lächeln sich Hildas Bruder und seine Frau beglückt zu und flüstern einander dankbar zu: Mit Hilda ist gottlob ein Wunder geschehen.

NOVEMBERNEBEL

Jetzt, da die grauen Nebel über den feuchten Wiesen liegen und ein unfreundlicher Wind die letzten dürrten Blätter von den kahlen Bäumen fegt, kommt mir oft jenes seltsam traurige Gedicht von Hermann Hesse in den Sinn, dessen letzte Strophe lautet:

Seltsam im Nebel zu wandern,
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Hier hat der Dichter die unbestimmte Melancholie, die so viele Menschen in diesen spätherbstlichen Tagen überfällt, in bestimmte Worte gefasst. Es ist das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins, das uns überkommt, wenn der Nebel träge über der Erde kriecht und uns den freien Ausblick in die Ferne verwehrt. Man beobachtet doch einmal die Menschen, die an einem kalten, nebligen Novembertag vor uns her oder an uns vorbeigehen. Sie wandern nicht gemächlich ihres Weges, sondern eilen fast hastig dahin, von seltsamer Unruhe erfüllt, als ob die Angst ihre Schritte lenkte, als ob jemand hinter ihnen her und um sie herum wäre. Es ist der Nebel, der sie

umgibt, der sich schwer auf die entlaubten Bäume, auf die Felder und Häuser und die Gemüter legt. Da stellen sich unvermutet so wehmutsvolle Gedanken und Erinnerungen ein, auf unseren abendlichen Wanderungen im November. Man möchte ihnen entfliehen, aber sie lassen sich nicht verscheuchen. Wie Schatten verfolgen sie uns. Und wir gewahren entsetzt, dass es nicht nur draussen kalt und unfreundlich geworden, sondern dass uns auch innerlich friert. Sogar die Liebespaare, die durch die Alleen wandern, ahnen etwas von ihrer grossen Heimatlosigkeit. An den herrlichen Abenden dieses so schnell verrauschten Sommers schien die Zukunft verheissungsvoll vor ihnen zu liegen — nun aber wandern sie stumm und ein wenig trostlos dem Ziel ihres gemeinsamen Weges entgegen. Und der einsame Mann, der so einem engumschlungenen Paar begegnet, bleibt nicht stehen und blickt ihm eine Weile nach, wie er dies im Frühling und zur Sommerszeit zu tun pflegte. Denn jetzt, an den nebligen Novemberabenden, fühlt er gar nicht den Wunsch, nochmals von vorne anzufangen, sein Leben neu zu beginnen. Denn was vorbei, vorüber ist, ist auch überstan-

den. Der einsame Mann stülpt seinen Mantelkragen hoch und eilt weiter, durch den Nebel, nach Hause.

Nach Hause! Da fällt mir ein anderes Gedicht ein, das noch wehmütiger stimmt als die Verse von Hermann Hesse. Ich meine das Gedicht »Der Herbsttag« von Rilke. Es klingt in den Worten aus:

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
Wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben,
Und wird in den Alleen hin und her
Unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

Wenn man jetzt diese Verse liest, dann wird einem schwer ums Herz, und man schreitet unwillkürlich mit im Heer der Heimatlosen und Entrechteten, der ewig vom Leben Geschobenen und Vertriebenen, die über die Elendsstrassen der Welt ziehen.

Aber sowohl Hermann Hesse wie Rilke sind Dichter unserer modernen Zeit, die irgendwie aus den Fugen geraten ist, weil uns, den Menschen, die Orientierung, die Ausrichtung auf ein bestimmtes Ziel abhanden gekommen ist. Weil wir uns treiben lassen, statt entschlossen den Nebel zu durchdringen und das Ziel zu suchen, das dahinter liegt. Die absterbende Landschaft des Herb-

stes, die trübe Stimmung eines Novembertages, vermag nur dann auf der Seele zu lasten, wenn in uns selber etwas abgestorben ist, wenn wir selber nicht mehr an die Möglichkeit der Erneuerung und Umkehr glauben. Denn die Natur zeigt doch in all ihrer Verwandlung zugleich ihre beglückende Stetigkeit und Unwandelbarkeit. Der Herbst stimmt uns nur melancholisch, wenn wir nicht mehr an den Frühling glauben. Wenn die nebelfeuchten Novembertage vorbei sind, dann kommt ja schon bald wieder die Zeit, da der Winterwald im Rauhref steht und die Sonne darin ein wundersames Feuerwerk entzündet. Und dann dauert es auch gar nicht mehr lange, bis die Glocken die heilige Nacht und dann den Beginn eines neuen unbekannten Jahres einläuten. Wir dürfen uns nicht zu sehr beeinflussen oder gar beeindruckt lassen von den oft so tristen Versen moderner Dichter. Wir dürfen einen Mathias Claudius nicht vergessen, für den die Welt noch ganz in einer festgefügtten Ordnung ruhte, und in dessen »Abendlied« sich der Nebel nicht drückend auf die Seele legt:

Der Wald steht schwarz und schweigt
Und aus den Wiesen steigt
Der weisse Nebel wunderbar ...

P. M.

SEEABEND

Hermann Hesse

Aus dem Wasser blickt die Nacht
Mir ins Aug, mein Ruder ruht;
Wieder ist ein Tag vollbracht —
Wieder einer, der mit lichten
Sonnenplänen ward begonnen!
Nacht, willst du den Toten richten?

Was mir tief im Sinne ruht,
Ist's ein Spiegel nur für Sonnen,
Oder hat es eigene Glut?
Wird mein Ruder eines Tags
Siegbekränzt den Abend grüssen,
Oder wird's zur Ruhe müssen
Feindverfolgt und müden Schlags?

Seelang stehn die welken Stunden
Eines langen Sommertags,
Halten einen Kranz gewunden.
Hundert Kränze solcher Art
Sah ich heut aus Händen sinken,
Händen, denen lang das Winken
Und das Kränzewinden ward.